KARIN SLAUGHTER

THRILLER

EIN TEIL VON IHR

HarperCollins

HarperCollins®

Copyright © 2018 by HarperCollins
in der HarperCollins Germany GmbH

Copyright © 2018 by Karin Slaughter
Originaltitel: »Pieces of Her«
erschienen bei: William Morrow, New York

Published by arrangement withWilliam Morrow,
an imprint of HarperCollins *Publishers*, US

Der Abdruck der Gedichte »Niemand bin ich! Wer bist du?« (S. 7) und
»Ich spüre einen Spalt im Geist« (S. 495) von Emily Dickinson erfolgt
mit freundlicher Genehmigung des Carl Hanser Verlags.
Emily Dickinson, Sämtliche Gedichte. Aus dem Amerikanischen übersetzt von
Gunhild Kübler © 2015 by Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Covergestaltung: HarperCollins Germany / Deborah Kuschel, Artwork
HarperCollins Publishers Ltd 2018
Coverabbildung: Mark Owen / Arcangel
Lektorat: Silvia Kuttny-Walser

ISBN E-Book 9783959677790

www.harpercollins.de

E-Book-Produktion: GGP Media GmbH, Pößneck

Karin Slaughter

Ein Teil von ihr

Thriller

Aus dem Amerikanischen von
Fred Kinzel

HarperCollins

Meinen GPP peeps gewidmet*

*gemeint sind die Mitarbeiter von HarperCollins weltweit

Niemand bin ich! Und du?
Ein Niemand – noch dazu?
Dann sind wir zwei im Land!
Still! Gleich wird man bekannt!

Wie öde – Jemand sein!
Sein Lebtag – Fröschen gleich –
Den eignen Namen auszuquaken –
Für den Applaus im Teich!

Emily Dickinson

PROLOG

Selbst als sie ihn noch liebte, hatte ein Teil von ihr ihn jahrelang zugleich gehasst, auf diese kindische Art, so wie man etwas hasst, das man nicht beherrschen kann. Er war eigensinnig, dumm und gut aussehend, und deshalb kam er mit verdammt vielen Fehlern durch. Dabei machte er ständig Fehler, immer wieder die gleichen, denn wozu neue ausprobieren, wenn die alten so gut funktionierten?

Er hatte außerdem Charme, das war das Problem. Er zog sie in seinen Bann. Er reizte sie bis zur Weißglut. Dann wickelte er sie wieder um den Finger, bis sie am Ende nicht mehr wusste, wer von ihnen die Schlange war und wer der Schlangenbeschwörer.

Und so segelte er dahin auf seinem Charme und seinem Furor, er verletzte Menschen, er fand neue Dinge, die ihn plötzlich mehr interessierten, und ließ die alten zerstört in seinem Kielwasser zurück.

Bis ihn sein Charisma urplötzlich im Stich ließ. Ein entgleister Straßenbahnwagen. Ein führerloser Zug. Auf einmal waren die Fehler unverzeihlich, ein zum zweiten Mal begangener Fehler wurde nicht mehr ignoriert, und als er ihn zum dritten Mal machte, zog es schwerwiegende Konsequenzen nach sich, die mit dem Verlust eines Menschenlebens und einem Todesurteil endeten und um ein Haar dazu geführt hätten, dass ein weiteres Leben verloren ging – ihr eigenes.

Wie konnte sie jemanden weiter lieben, der versucht hatte, sie zu vernichten?

Als sie mit ihm zusammen gewesen war – und sie war während der langen Zeit seines Absturzes definitiv mit ihm

zusammen gewesen –, hatten sie beide wütend gegen das System aufbegehrt: die Heime, die Notunterkünfte, die Klapsmühle, die geschlossene Anstalt, die Verwahrlosung. Das Personal, das die Patienten vernachlässigte. Die Pfleger, die die Zwangsjacken anlegten. Die Schwestern, die nicht hinsahen. Die Ärzte, die ihre Tabletten ausgaben. Der Urin auf dem Boden. Die Fäkalien an den Wänden. Die Insassen, die Mitgefangenen, mit ihren Schikanen, ihren Begierden, ihren Schlägen, ihren Bissen.

Der Funke der Wut, nicht die Ungerechtigkeit, war es gewesen, was ihn am meisten erregt hatte. Das nie Dagewesene, die Möglichkeit der Zerstörung. Das Spiel mit der Gefahr. Die drohende Gewalt. Die Chance, berühmt zu werden. Ihre Namen in den Schlagzeilen zu lesen. Ihre rechtmäßigen Taten im Schulunterricht zu hören, wo die Kinder ihre Lektion über den Umsturz lernten.

Ein Penny, ein Nickel, ein Dime, ein Vierteldollar, ein Dollarschein …

Was sie für sich behalten hatte, das war die eine Sünde, die sie auch sich selbst nie eingestehen konnte: dass sie jenen ersten Funken entfacht hatte.

Sie hatte immer vehement die Überzeugung vertreten, dass man die Welt nur verändern konnte, indem man sie zerstörte.

20. AUGUST 2018

1

»Andrea«, sagte ihre Mutter. Dann, als Zugeständnis an eine tausendmal geäußerte Bitte: »Andy.«

»Mom …«

»Lass mich ausreden, Schatz.« Laura hielt inne. »Bitte.«

Andy nickte und machte sich auf eine lang erwartete Standpauke gefasst. Mit dem heutigen Tag war sie offiziell einunddreißig. Ihr Leben kam nicht vom Fleck. Sie musste endlich selbst Entscheidungen treffen, statt sie vom Schicksal für sich treffen zu lassen.

»Es ist meine Schuld«, sagte Laura.

Andy spürte, wie sich ihre rissigen Lippen unwillkürlich öffneten. »Was ist deine Schuld?«

»Dass du hier bist, hier festsitzt.«

Andy wies mit dem ausgestreckten Arm auf das Restaurant. »Im *Rise-n-Dine*?«

Ihre Mutter ließ den Blick von Andys Scheitel bis zu ihren Händen wandern, die sich unruhig auf der Tischplatte bewegten. Schmutzig braunes Haar, zu einem schlampigen Pferdeschwanz gebunden. Dunkle Ringe unter den müden Augen. Bis aufs Fleisch abgebissene Fingernägel. Die Knochen ihres Handgelenks standen hervor. Die blasse Haut war hellgrau wie das Wasser, in dem die Würstchen für die Hotdogs warm gehalten wurden.

Und in diesem Mängelkatalog war ihre Arbeitskleidung noch nicht einmal enthalten. Die marineblaue Uniform hing wie ein Sack an Andy. Auf der Brusttasche war das steife silberne Abzeichen aufgenäht, das Palmenlogo von Belle Isle, darum herum standen die Worte Police Dispatch Division. Wie eine Polizistin, aber nur fast. Wie eine

Erwachsene, aber nicht wirklich. Fünf Nächte in der Woche saß Andy zusammen mit vier anderen Frauen in einem dunklen, stickigen Raum, nahm Notrufe entgegen, überprüfte Autokennzeichen und Führerscheine und teilte Aktennummern zu. Gegen sechs Uhr morgens schlich sie dann zum Haus ihrer Mutter zurück und verschlief den größten Teil des Tages.

»Ich hätte niemals zulassen dürfen, dass du hierher zurückkommst«, sagte Laura.

Andy presste die Lippen zusammen und starrte auf die letzten Rühreireste auf ihrem Teller.

»Mein liebes Mädchen.« Laura fasste über den Tisch nach der Hand ihrer Tochter und wartete darauf, dass sie aufblickte. »Ich habe dich aus deinem Leben gerissen. Ich hatte Angst und habe mich egoistisch benommen.« Tränen standen in Lauras Augen. »Ich hätte dich nicht so sehr brauchen dürfen. Ich hätte nicht so viel verlangen dürfen.«

Andy schüttelte den Kopf und sah wieder auf ihren Teller.

»Schatz.«

Andy schüttelte weiter den Kopf, denn sonst hätte sie reden müssen, und dann müsste sie auch die Wahrheit sagen.

Ihre Mutter hatte sie um nichts gebeten.

Vor drei Jahren war Andy gerade auf dem Weg in ihre Bruchbude auf der Lower East Side gewesen, einer Zweizimmerwohnung im vierten Stock ohne Aufzug, die sie mit drei anderen Mädchen teilte, von denen sie keines besonders mochte und die alle jünger, hübscher und fähiger waren als sie. Da hatte Laura angerufen.

»Brustkrebs«, hatte sie gesagt. Sie hatte nicht geflüstert oder mit der Wahrheit hinterm Berg gehalten, sondern war in ihrer üblichen ruhigen Art unumwunden zur Sache gekommen. »Drittes Stadium. Der Chirurg wird den Tumor

entfernen und gleich auch noch eine Gewebeprobe der Lymphknoten entnehmen, um festzustellen …«

Laura hatte noch mehr gesagt, sie war in einem Ausmaß an distanzierter, wissenschaftlicher Genauigkeit ins Detail gegangen, die an Andy verschwendet war, da sich ihre Fähigkeit zur Sprachverarbeitung vorübergehend in Luft aufgelöst hatte. Sie hatte sich mehr auf das Wort »Brust« als auf »Krebs« konzentriert und sofort an den üppigen Busen ihrer Mutter gedacht, am Strand, wo sie ihn in ihrem schlichten einteiligen Badeanzug versteckt hielt. Wie ihre Brüste bei dem Fest zu Andys sechzehntem Geburtstag (das Jane Austens *Stolz und Vorurteil* als Motto gehabt hatte) aus dem Ausschnitt ihres Empirekleids lugten. Wie sie in den gepolsterten Körbchen ihres BHs festgezurrt waren, wenn sie in ihrer Praxis auf der Couch saß und mit ihren Patienten arbeitete.

Laura Oliver war keine Sexbombe, aber sie war immer das gewesen, was Männer als *gut gebaut* bezeichneten. Oder vielleicht hatten es auch Frauen so bezeichnet, wahrscheinlich im letzten Jahrhundert. Laura war nicht der Typ für viel Make-up und Perlenkette, doch sie verließ das Haus nie, ohne ihren grauen Kurzhaarschnitt ordentlich zu föhnen, ihre Hose aufzubügeln und saubere und ordentliche Unterwäsche zu tragen.

Andy schaffte es an den meisten Tagen kaum aus dem Haus. Sie musste ständig umkehren, weil sie etwas vergessen hatte, wie zum Beispiel das Handy oder den Dienstausweis und einmal sogar ihre Sneakers, weil sie in Hausschuhen losmarschiert war.

Wenn sie in New York nach ihrer Mutter gefragt wurde, fiel ihr immer etwas ein, was Laura über ihre eigene Mutter gesagt hatte: *Sie weiß immer, wo die Deckel ihrer Tupperdosen sind.*

Andy war es schon zu viel, einen Ziploc-Beutel zu verschließen.

Lauras schwerer Atem am anderen Ende der Leitung, zwölfhundert Kilometer entfernt, war das einzige Anzeichen dafür gewesen, dass ihr dieses Gespräch nicht leichtfiel. »Andrea?«

Andys Ohren, in denen die Geräusche New Yorks dröhnten, stellten sich wieder auf die Stimme ihrer Mutter ein.

Krebs.

Andy versuchte zu stöhnen, aber sie brachte den Laut nicht zustande. Es war Schock. Es war Angst. Es war blankes Entsetzen, weil die Welt plötzlich aufgehört hatte, sich zu drehen, und alles – Andys Scheitern, die Enttäuschungen, der ganze Horror ihrer New Yorker Existenz in den letzten sechs Jahren – zurückwich wie das Meer vor einem Tsunami. Dinge, die besser im Verborgenen geblieben wären, lagen plötzlich offen zutage.

Ihre Mutter hatte Krebs.

Sie konnte daran sterben.

Sie konnte sterben.

»Es gibt immer noch die Chemo«, sagte Laura, »was aber, wie man hört, keine einfache Sache ist.« Ihre Mutter war daran gewöhnt, Andys anhaltendes Schweigen zu füllen, hatte längst gelernt, dass es eher in einer Auseinandersetzung endete als in der Wiederaufnahme einer höflichen Unterhaltung, wenn sie ihr Stillschweigen ansprach. »Dann schlucke ich täglich eine Pille, und das war's. Die Fünf-Jahres-Überlebensrate liegt bei mehr als siebzig Prozent, man braucht sich also keine allzu großen Sorgen zu machen, außer dass man es eben durchstehen muss.« Eine Pause, um Atem zu schöpfen, oder vielleicht auch in der Hoffnung, dass Andy nun so weit war, etwas zu sagen. »Es ist sehr gut behandelbar, Schatz. Ich will nicht,

dass du dir Sorgen machst. Bleib einfach, wo du bist. Es gibt nichts, was du für mich tun kannst.«

Eine Autohupe hatte geschrillt, und Andy blickte auf. Sie stand reglos wie eine Statue mitten auf dem Fußgängerübergang. Mühsam setzte sie sich in Bewegung. Das Handy lag heiß an ihrem Ohr. Es war nach Mitternacht. Schweiß lief ihr über den Rücken und sickerte wie geschmolzene Butter aus ihren Achselhöhlen. Sie konnte das Lachen vom Band aus einer Sitcom hören, Flaschenklirren und einen anonymen, durchdringenden Hilfeschrei, wie sie ihn in ihrem ersten Monat in der City auszublenden gelernt hatte.

Es war zu still auf ihrer Seite der Leitung. Schließlich hatte ihre Mutter gesagt: »Andrea?«

Andy hatte den Mund geöffnet, ohne zu wissen, welche Worte herauskommen würden.

Dann: »Schatz?« Immer noch geduldig, immer noch auf diese großherzige Weise *nett*, wie ihre Mutter zu allen Leuten war. »Wenn ich die Straßengeräusche nicht hören würde, könnte ich annehmen, die Verbindung sei unterbrochen.« Sie hielt wieder inne. »Andrea, du musst mir jetzt wirklich bestätigen, dass du verstanden hast, was ich dir sage. Es ist wichtig.«

Andy stand noch immer der Mund offen. Der für ihre Wohngegend typische Kanalisationsgeruch klebte in ihrer Nase wie eine verkochte Nudel, die jemand an die Küchenwand geklatscht hatte. Noch ein Auto hupte. Noch eine Frau schrie um Hilfe. Noch mehr Schweiß lief über Andys Rücken und sammelte sich am Bund ihres Slips. Das Gummiband war an den Stellen eingerissen, wo sie die Daumen einhakte, wenn sie die Hose herunterzog.

Andy konnte sich nicht erinnern, wie sie sich aus ihrer Erstarrung befreit hatte, aber sie wusste noch die Worte, die

sie schließlich zu ihrer Mutter gesagt hatte: »Ich komme nach Hause.«

Nach sechs Jahren in der City stand sie mehr oder weniger mit leeren Händen da. Ihre drei Teilzeitjobs hatte sie alle per SMS gekündigt. Ihre U-Bahn-Karte hatte sie einer Obdachlosen geschenkt, die ihr erst gedankt und sie dann als gottverdammte Hure beschimpft hatte. In Andys Koffer kam nur das Allernötigste: Lieblings-T-Shirts, zerrissene Jeans, mehrere Bücher, die nicht nur die Reise von Belle Isle nach New York überlebt hatten, sondern auch fünf verschiedene Umzüge in zunehmend verwahrloste Wohnungen. Andy würde zu Hause weder ihre Handschuhe noch ihren gefütterten Wintermantel oder ihre Ohrenschützer brauchen. Sie machte sich nicht mal die Mühe, ihr Bettzeug zu waschen oder es auch nur von dem alten Chesterfield-Sofa abzuziehen, auf dem sie schlief. Sie war im Morgengrauen zum Flughafen LaGuardia aufgebrochen, keine sechs Stunden nach dem Anruf ihrer Mutter. Von einem Moment auf den andern war ihr Leben in New York vorbei. Die einzige Erinnerung, die ihren drei jüngeren und fähigeren Mitbewohnerinnen noch von ihr blieb, war ein halb aufgegessener Fishburger im Kühlschrank und ihr Anteil an der Miete für den nächsten Monat.

Das war vor drei Jahren gewesen, fast halb so viele Jahre, wie sie in New York gelebt hatte. Andy wollte es eigentlich nicht, aber in schwachen Augenblicken checkte sie bei *Facebook*, was aus ihren früheren Mitbewohnerinnen geworden war. Sie waren die Messlatte. Der Schlagstock. Eine hatte es ins mittlere Management eines Modeblogs geschafft, die andere ihre eigene Firma für maßgeschneiderte Sneakers gestartet. Die dritte war nach einer Kokainparty auf der Yacht eines reichen Mannes gestorben, und dennoch: Manchmal, nachts, wenn Andy den Anruf eines Zwölfjährigen entgegennahm, der es witzig

fand, die Notrufnummer zu wählen und so zu tun, als würde er sexuell belästigt werden, konnte sie sich den Gedanken nicht verkneifen, dass sie nach wie vor von ihnen allen am wenigsten erreicht hatte.

Eine Yacht, Herrgott noch mal.

Eine *Yacht*.

»Schatz?« Ihre Mutter klopfte auf den Tisch. Die Mittagsgäste wurden weniger. Ein Mann, der im vorderen Teil des Diners saß, sah sie über seine Zeitung hinweg zornig an. »Wo bist du gerade?«

Andy streckte wieder die Arme aus und deutete ins Lokal, doch die Geste wirkte bemüht. Sie wussten beide genau, wo sie war: keine fünf Meilen von dem Ort entfernt, von dem aus sie einmal mit großen Hoffnungen aufgebrochen war.

Andy war nach New York gegangen, weil sie dachte, dort könnte sie erstrahlen wie ein Stern, aber letztlich hatte sie nicht heller gestrahlt als eine alte Taschenlampe in der Küchenschublade. Eigentlich hatte sie gar nicht Schauspielerin, Model oder so etwas in der Art werden wollen. Sie hatte sich keinen Träumen vom großen Ruhm hingegeben, sondern sich eher nach einem Platz im Umfeld der Stars gesehnt: als persönliche Assistentin, Kaffeeholerin, Requisiteurin, Bühnenmalerin oder Social-Media-Managerin, einer von den Menschen eben, die das glamouröse Leben von Stars überhaupt erst möglich machten. Sie wollte sich in ihrem Glanz sonnen. Mittendrin sein. Leute kennenlernen. Kontakte knüpfen.

Ihr Professor am College für Kunst und Design in Savannah hatte nach einem guten Kontakt ausgesehen. Sie hatte ihn mit ihrer Leidenschaft für die Kunst überwältigt, zumindest hatte er das behauptet. Dass sie zusammen im Bett waren, als er das sagte, spielte für Andy erst hinterher eine Rolle. Als sie die Affäre beendete, hatte der Mann ihre beiläufige Bemerkung, sie wolle sich auf ihre Karriere

konzentrieren, als Drohung aufgefasst. Ehe Andy wusste, wie ihr geschah, ehe sie ihrem Professor erklären konnte, dass sie gar nicht versuchte, sein krass unangemessenes Verhalten als Hebel zur Förderung ihrer Karriere einzusetzen, hatte er schon ein paar Beziehungen spielen lassen und ihr einen Job als Assistentin des zweiten Bühnenbildners bei einer *Off-Broadway*-Produktion verschafft.

Off-Broadway!

Nur eine Straße entfernt vom Broadway!

Andy hatten nur noch zwei Semester bis zum Abschluss ihres Theater-Studiums gefehlt. Sie hatte ihren Koffer gepackt und noch einmal schnell über die Schulter gewinkt, ehe sie zum Flughafen geeilt war.

Zwei Monate später war das Theaterstück wegen vernichtend schlechter Kritiken eingestellt worden.

Alle außer Andy hatten rasch neue Jobs bei anderen Produktionen gefunden. Sie dagegen legte sich ein echtes New-York-Leben zu: Sie war Kellnerin, Hundeausführerin, Schildermalerin. Sie hatte Telefonschulden eingetrieben, für einen Lieferdienst gearbeitet, ein Faxgerät überwacht, Sandwiches belegt. Bis sie schließlich resignierte, einen halb aufgegessenen Burger im Kühlschrank und das Geld für eine Monatsmiete auf der Küchentheke zurückließ und als Versagerin in das Dreckskaff nach Georgia zurückkehrte, aus dem sie stammte.

Im Grunde war ein letztes Fitzelchen Würde alles, was Andy mit nach Hause gebracht hatte, und das würde sie nun an ihre Mutter verschwenden.

Sie blickte von ihrem Teller auf.

»Mom.« Sie musste sich räuspern, bevor sie das Geständnis herausbrachte. »Ich liebe dich dafür, dass du das sagst, aber es ist nicht deine Schuld. Es stimmt, dass

ich nach Hause kommen wollte, um dich zu sehen. Aber geblieben bin ich aus anderen Gründen.«

Laura runzelte die Stirn. »Was für andere Gründe denn? Du hast New York geliebt!«

Sie hatte *New York gehasst.*

»Es lief doch gut für dich dort.«

Sie war einen Schritt vor dem Abgrund gestanden.

»Der Typ, mit dem du zusammen warst, stand doch so auf dich.«

Und auf jede andere Vagina in seiner Umgebung.

»Du hattest so viele Freunde.«

Sie hatte seit ihrer Abreise von keiner Menschenseele mehr etwas gehört.

»Nun ja.« Laura seufzte. Die Liste der Aufmunterungen war kurz gewesen, falls sie Andy nicht überhaupt nur herausfordern wollte. Wie üblich las sie in Andy wie in einem offenen Buch. »Baby, du wolltest immer jemand anderes sein. Jemand Besonderes. Im Sinne von begabt, meine ich, mit einem ungewöhnlichen Talent. Natürlich bist du für mich und Dad ohnehin etwas Besonderes.«

Andy verdrehte die Augen. »Danke.«

»Doch, du *bist* talentiert. Du bist klug. Nein, besser als klug, du bist *clever*.«

Andy rieb sich mit den Händen übers Gesicht, als wollte sie sich selbst aus dieser Unterhaltung radieren. Sie wusste, sie war talentiert und klug. Das Problem war, dass alle anderen Leute in New York ebenfalls talentiert und klug waren. Selbst der Typ hinter der Theke im *Bodega* war witziger, schneller und cleverer gewesen als sie.

Laura ließ nicht locker. »Nichts ist falsch daran, normal zu sein. Normale Menschen führen ein sehr ausgefülltes Leben. Sieh mich an. Es ist nichts Schlechtes daran, wenn man sein Leben genießt.«

»Ich bin einunddreißig«, sagte Andy. »Ich hatte seit drei Jahren keine richtige Verabredung. Ich habe dreiundsechzigtausend Dollar Schulden von einem Studiendarlehen, ohne einen Abschluss gemacht zu haben, und ich lebe in einer Ein-Zimmer-Wohnung über der Garage meiner Mutter.« Andy fiel das Atmen schwer. Bei der Aufzählung hatte sich ein enges Band um ihre Brust geschnürt. »Die Frage ist nicht, was ich noch alles tun kann, sondern, was ich noch alles vermasseln werde.«

»Du vermasselst nichts.«

»Mom …«

»Du hast dir angewöhnt, dich minderwertig zu fühlen. Man kann sich an alles gewöhnen, vor allem an Dinge, die schlecht für einen sind. Aber ab jetzt geht es nur noch aufwärts. Man kann nicht weiterfallen, wenn man am Boden liegt.«

»Schon mal was von Kellern gehört?«

»Auch ein Keller hat einen Boden.«

»Den hat ein Grab auch.«

»Warum musst du nur immer so morbid sein!«

Andy spürte, wie eine plötzliche Gereiztheit ihre Zunge zu einem Rasiermesser schliff. Sie unterdrückte das Gefühl. Sie konnten nicht mehr wegen ihres Make-ups oder ihrer engen Jeans streiten, oder darüber, wann sie zu Hause sein musste, also trug sie jetzt andere Kämpfe mit ihrer Mutter aus: darüber, dass Keller Böden hatten. In welche Richtung das Toilettenpapier von der Rolle kommen sollte. Ob Gabeln mit den Zinken nach oben oder nach unten in die Geschirrspülmaschine gehörten. Dass Laura den Namen der Katze falsch aussprach, wenn sie Mr. Perkins sagte, denn er hieß eigentlich Mr. *Purrkins.*

»Als ich neulich mit einem Patienten gearbeitet habe, ist etwas höchst Merkwürdiges passiert.«

Ein Themenwechsel mit Spannungsmoment war eine erprobte Technik, um den Waffenstillstand herbeizuführen.

»Etwas wirklich Merkwürdiges«, lockte Laura.

Andy zögerte, dann nickte sie, damit ihre Mutter fortfuhr.

»Er stellte sich mit Broca-Aphasie vor, einer rechtsseitigen Lähmung.« Laura war staatlich anerkannte Logopädin in einem Küstenort mit vielen Ruheständlern. Die meisten ihrer Patienten hatten Schlaganfälle erlitten. »Er hat in seinem früheren Leben als IT-Spezialist gearbeitet, aber das spielt wohl keine Rolle.«

»Was ist denn Merkwürdiges passiert?«, fragte Andy, wie es von ihr erwartet wurde.

Laura lächelte. »Er hat mir von der Hochzeit seines Enkels erzählt, und ich habe keine Ahnung, was er eigentlich sagen wollte, aber es kam als *›Blue Suede Shoes‹* heraus. Und in meinem Kopf blitzte eine Erinnerung an den Tag auf, als Elvis Presley starb.«

»Elvis Presley?«

Sie nickte. »Das war 1977, ich war also vierzehn und eher ein Fan von Rod Stewart als von Elvis. Aber egal. Es gab da in unserer Kirche diese sehr konservativen Damen mit ihren Turmfrisuren, und sie heulten sich die Augen aus, weil er gestorben war.«

Andy grinste wie eine Person, die wusste, dass sie etwas nicht verstanden hat.

Laura grinste auf die gleiche Weise zurück. Eine Nachwirkung der Chemo, obwohl schon so viel Zeit seit der letzten Behandlung vergangen war. Sie hatte die Pointe ihrer Geschichte vergessen. »Ist mir nur so eingefallen.«

»Die Hochfrisur-Damen waren wohl ziemliche Heuchlerinnen?«, versuchte Andy ihrem Gedächtnis auf die Sprünge zu helfen. »Ich meine, Elvis war ganz schön sexy, oder?«

»Es spielt keine Rolle.« Laura tätschelte ihr die Hand. »Ich bin so dankbar, dass es dich gibt. Für die Kraft, die du mir geschenkt hast, als es mir schlecht ging. Für die Nähe, die wir immer noch teilen. Ich weiß das sehr zu schätzen, es ist ein Geschenk.« Die Stimme ihrer Mutter begann zu zittern. »Aber jetzt geht es mir besser. Und ich will, dass du dein eigenes Leben lebst. Ich will, dass du glücklich bist, oder wenigstens, dass du Frieden mit dir selbst schließt. Und ich glaube nicht, dass dir das hier gelingt, Schatz. So gern ich es dir erleichtern würde – ich weiß, dass es nichts bringen würde, wenn du es nicht allein bewältigst.«

Andy blickte zur Decke. Dann schaute sie in das leere Einkaufszentrum. Schließlich sah sie ihre Mutter wieder an.

Laura hatte Tränen in den Augen. Sie schüttelte fast ehrfürchtig den Kopf. »Du bist großartig, weißt du das?«

Andy zwang sich zu einem Lachen.

»Du bist großartig, weil du auf so unglaubliche Weise du selbst bist.« Laura legte die Hand aufs Herz. »Du bist talentiert, und du bist schön, und du wirst deinen Weg finden, und es wird der richtige Weg sein, egal, was geschieht, weil es der Weg ist, für den du dich entscheidest.«

Andy spürte einen Kloß im Hals. Tränen traten ihr in die Augen. Um die beiden herum war es so still. Andy konnte ihr eigenes Blut durch die Adern rauschen hören.

»Weißt du«, sagte Laura und lachte, was ebenfalls eine erprobte Technik zur Auflockerung eines emotionsgeladenen Moments war. »Gordon findet ja, ich sollte dir eine Frist für deinen Auszug setzen.«

Gordon war Andys Vater, ein Anwalt für Vermögens- und Immobilienrecht. Sein ganzes Leben drehte sich um Fristen.

»Aber ich werde dir keine Frist setzen«, sagte Laura. »Und kein Ultimatum stellen.«

Ultimaten liebte Gordon ebenfalls.

»Ich sage, wenn das dein Leben ist«, sie deutete auf Andys polizeiähnliche, erwachsen wirkende Uniform, »dann nimm es an. Akzeptiere es. Und wenn du etwas anderes machen willst«, sie drückte Andys Hand, »dann mach etwas anderes. Du bist noch jung. Du hast keinen Kredit für ein Haus abzuzahlen, noch nicht einmal für ein Auto. Du bist gesund. Du bist klug. Du kannst tun, was du willst.«

»Nicht mit meinem Studiendarlehen.«

»Andrea«, sagte Laura, »ich will nicht den Teufel an die Wand malen, aber wenn du dich weiter lustlos im Kreis drehst, dann wirst du bald vierzig sein und feststellen, dass du es satthast, in einem Hamsterrad zu leben.«

»Vierzig«, wiederholte Andy, ein Alter, das ihr mit jedem Jahr weniger greisenhaft erschien.

»Dein Vater würde sagen …«

»Scheiße oder komm runter vom Pott.« Gordon drängte Andy immer, umzuziehen, etwas aus sich zu machen, *etwas zu tun*. Lange hatte sie ihm die Schuld an ihrer Lethargie gegeben. Wenn deine Eltern arbeitswütige, tüchtige Menschen waren, dann war Faulheit eine Form der Rebellion, oder etwa nicht? Hartnäckig und unbeirrbar immer den leichten Weg zu wählen, weil der schwere Weg … nun ja, nun mal schwer war?

»Dr. Oliver?«, sagte eine ältere Frau. Dass sie einen stillen Moment zwischen Mutter und Tochter störte, entging ihr offenbar. »Ich bin Betsy Barnard. Sie haben letztes Jahr mit meinem Vater gearbeitet. Ich wollte Ihnen nur danken. Sie haben wirklich Wunder an ihm gewirkt.«

Laura stand auf und schüttelte der Frau die Hand. »Sie sind sehr freundlich, aber er hat die ganze Arbeit selbst erledigt.« Sie wechselte nun in ihren Dr.-Oliver-die-Heilerin-Modus, wie Andy es immer nannte, und stellte allgemein gehaltene Fragen nach dem Vater der Frau, an den sie sich erkennbar nicht mehr so genau erinnerte. Sie bekam es

ganz passabel hin, sodass sich die Frau bereitwillig täuschen ließ.

Laura wies mit einem Kopfnicken auf Andy. »Das ist meine Tochter Andrea.«

Betsy erwiderte das Nicken mit flüchtigem Interesse. Sie blühte unter Lauras Aufmerksamkeit auf. Alle Leute liebten Andys Mutter, egal, in welchem Modus sie sich befand: Therapeutin, Freundin, Geschäftsfrau, Krebspatientin, Mutter. Sie besaß eine Art von gnadenloser Freundlichkeit, die nur deshalb nicht allzu süßlich wirkte, weil Laura bisweilen auch bissig und schlagfertig sein konnte.

Gelegentlich, meist wenn sie etwas getrunken hatte, konnte Andy die gleichen Eigenschaften bei Fremden an den Tag legen, aber wenn diese Andy erst einmal näher kannten, hielten sie den Kontakt nur selten aufrecht. Vielleicht war das Lauras Geheimnis. Sie hatte Dutzende, wenn nicht sogar Hunderte von Freunden, aber keine einzige Person kannte sämtliche Teile von ihr.

»Ach!«, schrie Betsy. »Ich möchte Ihnen meine Tochter ebenfalls gern vorstellen. Frank hat Ihnen bestimmt alles über sie erzählt.«

»Und ob Frank das getan hat.« Andy fing den erleichterten Gesichtsausdruck ihrer Mutter auf. Sie hatte tatsächlich vergessen, wie der Mann hieß. Sie kehrte für einen Moment in den Mutter-Modus zurück und blinzelte Andy zu.

»Shelly!« Betsy winkte hektisch. »Komm mal, ich stelle dir die Frau vor, die geholfen hat, Pop-Pops Leben zu retten.«

Eine sehr hübsche junge Blondine kam widerstrebend herbeigeschlurft. Sie zupfte befangen an den langen Ärmeln eines roten UGA-T-Shirts. Die weiße Bulldogge auf ihrer Brust trug ein passendes rotes Shirt. Die Situation war ihr erkennbar peinlich, sie war noch in dem Alter, in dem man am liebsten keine Mutter gehabt hätte, außer man brauchte Geld oder Anteilnahme. Andy erinnerte sich gut an dieses

zwiespältige Gefühl. An den meisten Tagen ging es ihr näher, als es ihr recht war. Es war eine universell anerkannte Wahrheit, dass eine Mutter sagen konnte: »Dein Haar sieht hübsch aus«, aber was man hörte – und nur bei ihr hörte –, war: »Dein Haar sieht eigentlich immer furchtbar aus, nur ausnahmsweise jetzt gerade nicht.«

»Shelly, das ist Dr. Oliver.« Betsy Barnard hakte sich besitzergreifend bei ihrer Tochter unter. »Shelly fängt im Herbst ihr Studium an der University of Georgia an. Ist es nicht so, Schätzchen?«

»Ich war auch auf der UGA«, sagte Laura. »Das war natürlich zu einer Zeit, als wir unsere Notizen noch in Steintafeln geritzt haben.«

Shellys Verlegenheit steigerte sich noch ein wenig, als ihre Mutter eine Spur zu laut über den schalen Witz lachte. Laura versuchte die Wogen zu glätten, indem sie das Mädchen höflich nach ihrem Hauptfach befragte, nach ihren Träumen, ihren Zielen. Wenn man jung ist, fasst man es als persönlichen Affront auf, so ausgehorcht zu werden, aber als Erwachsener begreift man dann, dass Erwachsene gar nicht in der Lage sind, andere Fragen zu stellen.

Andy starrte auf ihre halb volle Kaffeetasse hinunter. Sie war so müde. Die Nachtschichten – sie konnte sich nicht daran gewöhnen und kam überhaupt nur damit zurecht, indem sie ein Nickerchen an das andere reihte, was dazu führte, dass sie ständig Toilettenpapier und Erdnussbutter aus der Vorratskammer ihrer Mutter klauen musste, weil sie es nie in den Supermarkt schaffte. Wahrscheinlich hatte ihre Mutter deshalb darauf bestanden, dass sie an ihrem Geburtstag gemeinsam zu Mittag aßen, anstatt zu frühstücken, denn Letzteres hätte es Andy ermöglicht, in ihre Höhle über der Garage zurückzukehren und vor dem Fernseher einzuschlafen.

Sie trank ihren Kaffee aus, der mittlerweile so kalt war, dass er wie zerstoßenes Eis in ihre Kehle schwappte. Sie sah sich nach der Bedienung um. Das Mädchen klebte mit der Nase an ihrem Handy, der Rücken war gekrümmt, und sie kaute schmatzend auf einem Kaugummi.

Andy unterdrückte einen Anflug von Zickigkeit, als sie vom Tisch aufstand. Je älter sie wurde, desto schwerer fiel es ihr, nicht wie ihre Mutter zu werden. Wobei Lauras Ratschläge, im Nachhinein betrachtet, oft sehr gut gewesen waren: Steh gerade, sonst hast du mit dreißig Rückenschmerzen. Trag bessere Schuhe, oder du bezahlst dafür, wenn du dreißig bist. Leb vernünftig, oder du bezahlst dafür, wenn du dreißig bist.

Andy war einunddreißig, und sie bezahlte so viel, dass sie praktisch pleite war.

»Sind Sie Polizistin?« Die Kellnerin sah endlich von ihrem Handy auf.

»Theater im Hauptfach.«

Das Mädchen zog die Nase kraus. »Darunter kann ich mir nichts vorstellen.«

»Geht mir genauso.«

Andy bediente sich beim Kaffee, wobei die Kellnerin sie von der Seite musterte. Vielleicht lag es an der polizeiähnlichen Uniform. Die Kleine machte den Eindruck, als könnte sie ein bisschen Ecstasy oder zumindest eine Tüte Gras in ihrer Handtasche haben. Andy betrachtete ihre Uniform ebenfalls mit Argwohn. Gordon hatte ihr den Job verschafft. Vermutlich hoffte er, sie würde am Ende tatsächlich zur Polizei gehen. Diese Vorstellung hatte sie zunächst abgestoßen, denn für sie waren Polizisten immer üble Typen gewesen. Dann aber hatte sie ein paar Cops kennengelernt und erkannt, dass es größtenteils anständige Menschen waren, die einen echten Scheißjob zu erledigen hatten. Als sie dann ein Jahr lang in der Notrufzentrale

gearbeitet hatte, war sie voller Hass gegen jedermann gewesen, weil zwei Drittel der Anrufer nur Idioten waren, die nicht begriffen, was ein Notruf war.

Laura unterhielt sich immer noch mit Betsy und Shelly Barnard. Andy hatte dieses Schauspiel schon unzählige Male miterlebt. Die beiden Frauen wussten nicht, wie man einen eleganten Abgang hinlegte, und Laura war zu höflich, um sie fortzuschicken. Statt zum Tisch zurückzukehren, ging Andy an das große Fenster. Der Diner befand sich an prominenter Stelle im Einkaufszentrum von Belle Isle, in einer Ecke im Erdgeschoss. Jenseits der Promenade konnte sie auf den Atlantik schauen, der von einem heranziehenden Sturm aufgewühlt war. Leute führten ihre Hunde spazieren oder fuhren mit Fahrrädern auf dem Streifen festen Sands.

Belle Isle war weder *belle* noch im eigentlichen Sinn eine Insel. Es war im Wesentlichen eine von Menschen geschaffene Halbinsel, die entstanden war, als das Pionierkorps der Armee in den Achtzigern den Hafen von Savannah ausgebaggert hatte. Die neue Landmasse war ursprünglich als unbewohnte, natürliche Barriere gegen Wirbelstürme gedacht gewesen, aber dann hatte der Staat Dollarzeichen auf dem neuen Strand blinken sehen. Fünf Jahre nach der Aufschüttung war die Hälfte des Gebiets bereits zubetoniert: Strandvillen, Reihenhäuser, Eigentumswohnanlagen, Einkaufszentren. Der Rest waren Tennis- und Golfplätze. Ruheständler aus dem Norden spielten den ganzen Tag bei schönstem Wetter, tranken zum Sonnenuntergang ihre Martinis und wählten die Notrufnummer, wenn ihre Nachbarn die Mülltonne zu lange an der Straße stehen ließen.

»Himmel«, flüsterte jemand, leise und fies, aber auch eine Spur überrascht, alles zugleich.

Die Luft hatte sich verändert, anders konnte man es nicht beschreiben. Die feinen Härchen in Andys Nacken stellten

sich auf. Ein eisiger Schauer lief ihr über den Rücken. Ihre Nasenlöcher weiteten sich. Ihr Mund fühlte sich trocken an. Ihre Augen tränten.

Es gab ein Geräusch, wie wenn ein Einmachglas mit Schraubverschluss geöffnet wird.

Andy drehte sich um.

Die Kaffeetasse glitt aus ihren Fingern. Ihr Blick verfolgte sie bis zum Fußboden. Weiße Keramikscherben sprangen von den weißen Fliesen.

Zuerst war es gespenstisch still gewesen, aber nun brach Chaos aus. Schreie. Weinen. Leute, die rannten, sich duckten, den Kopf mit den Händen bedeckten.

Kugeln.

Plopp-plopp.

Shelly Barnard lag auf dem Boden, auf dem Rücken, die Arme von sich gespreizt, die Beine verdreht. Die Augen weit offen. Ihr rotes T-Shirt sah nass aus und klebte an ihrer Brust. Blut rann aus ihrer Nase. Andy sah eine schmale rote Linie über ihre Wange zu ihrem Ohr laufen.

Sie trug winzige Bulldoggen als Ohrstecker.

»Nein!«, schrie Betsy Barnard. »N –«

Plopp.

Andy sah einen Schwall Blut aus dem Nacken der Frau schießen wie Erbrochenes.

Plopp.

Betsys Schädel riss seitlich auf wie eine Plastiktüte.

Sie fiel seitwärts zu Boden. Auf ihre Tochter. Auf ihre tote Tochter.

Tot.

»Mom«, flüsterte Andy, aber Laura war bereits da. Sie lief in geduckter Haltung und mit ausgebreiteten Armen auf Andy zu. Ihr Mund stand offen, die Augen waren riesig vor Angst. Rote Flecken sprenkelten ihr Gesicht wie Sommersprossen.

Andy knallte mit dem Hinterkopf an die Fensterscheibe, als sie zu Boden gerissen wurde. Sie spürte den Atem ihrer Mutter, während ihr selbst die Luft wegblieb. Alles verschwamm vor ihren Augen, bis sie ein Krachen hörte und aufblickte. Feine Risse breiteten sich wie ein Spinnennetz über die Scheibe aus.

»Bitte!«, schrie Laura. Sie hatte sich abgerollt, war auf den Knien, dann auf den Beinen. »Bitte hören Sie auf!«

Andy blinzelte. Sie rieb sich mit den Fäusten die Augen. Etwas scheuerte rau an ihren Lidern. Glas? Dreck? Blut?

»Bitte!«, rief Laura noch einmal.

Andy blinzelte wieder.

Ein Mann richtete eine Waffe auf die Brust ihrer Mutter. Keine Polizistenwaffe, sondern eine mit einer Trommel wie im Wilden Westen. Er war auch entsprechend gekleidet – schwarze Jeans, schwarzes Hemd mit Perlmuttknöpfen, schwarze Lederweste und schwarzer Cowboyhut. Der Waffengurt hing tief auf seinen Hüften. Ein Halfter für die Feuerwaffe, eine lange Lederscheide für ein Jagdmesser.

Hübsch.

Sein Gesicht war jung, faltenlos. Er war in Shellys Alter, vielleicht ein wenig älter.

Aber Shelly war jetzt tot. Sie würde nicht auf die UGA gehen. Sie würde nie mehr von ihrer Mutter in eine peinliche Situation gebracht werden, denn ihre Mutter war ebenfalls tot.

Und der Mann, der sie beide ermordet hatte, richtete nun eine Waffe auf die Brust ihrer Mutter.

Andy setzte sich auf.

Laura hatte nur noch eine Brust, die linke, über dem Herzen. Die rechte war entfernt worden, und sie hatte sich noch keiner plastischen Chirurgie unterzogen, weil sie den Gedanken nicht ertrug, erneut eine solche Prozedur über

sich ergehen zu lassen, und jetzt stand dieser Mörder vor ihr und würde ihr eine Kugel in die Brust schießen.

»M–« Das Wort blieb Andy in der Kehle stecken. Sie konnte es nur denken.

Mom.

»Es ist gut.« Lauras Stimme war ruhig, beherrscht. Sie hatte die Hände vorgestreckt, als hätte sie vor, die Kugeln abzufangen. »Sie können jetzt gehen«, sagte sie zu dem Mann.

»Leck mich.« Sein Blick ging zu Andy. »Wo ist deine Waffe, du verdammtes Polizistenschwein?«

Andys ganzer Körper krümmte sich, als wollte er sich zu einer Kugel einrollen.

»Sie hat keine Waffe«, sagte Laura, die immer noch gefasst klang. »Sie ist Sekretärin auf dem Polizeirevier. Sie ist keine Polizistin.«

»Steh auf!«, schrie er Andy an. »Ich sehe doch deine Dienstmarke! Steh auf, du Schwein. Mach deinen Job!«

»Das ist keine Dienstmarke. Nur ein Emblem. Bleiben Sie ganz ruhig.« Laura machte eine beschwichtigende Geste, es sah aus wie früher, wenn sie Andy im Bett zudeckte. »Andy, hör zu.«

»Ihr hört *mir* zu, ihr verfluchten Schlampen!« Speicheltröpfchen flogen aus dem Mund des Mannes. Er fuchtelte mit dem Revolver. »Steh auf, du Schwein. Du bist die Nächste.«

»Nein.« Laura versperrte ihm den Weg. »*Ich* bin die Nächste.«

Er ließ seinen Blick zu Laura zurückwandern.

»Erschießen Sie mich.« Laura sprach mit unerschütterlicher Sicherheit. »Ich möchte, dass Sie auf mich schießen.«

Verwirrung schlich sich in die wütende Fratze seines Gesichts. So hatte er sich das nicht gedacht. Die Leute

sollten Todesangst haben und sich nicht freiwillig melden.

»Schießen Sie auf mich«, wiederholte Laura.

Der Mann sah über ihre Schulter hinweg zu Andy, dann wieder zurück zu Laura.

»Tun Sie es«, sagte Laura. »Sie haben nur noch einen Schuss übrig, und das wissen Sie auch. In dieser Waffe waren nur sechs Kugeln.« Sie hielt die Hände in die Luft und ließ vier Finger an der linken Hand sehen und einen an der rechten. »Deshalb haben Sie noch nicht abgedrückt. Sie haben nur noch eine Kugel.«

»Sie können nicht wissen …«

»Nur noch eine.« Sie schwenkte den Daumen, um die sechste Kugel anzuzeigen. »Wenn Sie auf mich schießen, wird meine Tochter wegrennen. Habe ich recht, Andy?«

Wie bitte?

»Andy«, sagte ihre Mutter, »ich will, dass du rennst, Schatz.«

Wie bitte?

»Er kann nicht schnell genug nachladen, um dir etwas zu tun.«

»Scheiße!«, schrie der Mann und gab sich alle Mühe, sich wieder in seine Wut hineinzusteigern. »Haltet das Maul! Beide.«

»Andy.« Laura machte einen Schritt auf den Schützen zu. Sie hinkte. Aus dem Riss in ihrer Leinenhose sickerte Blut. Etwas Weißes, wie ein Knochen, ragte heraus. »Hör zu, Schätzchen.«

»Ich sagte: Keine Bewegung!«

»Geh durch die Küche.« Lauras Stimme blieb ruhig. »Dort ist ein Hinterausgang.«

Wie bitte?

»Schluss jetzt, Miststück. Ihr beide.«

»Du musst mir vertrauen«, sagte Laura. »Er kann nicht rechtzeitig nachladen.«